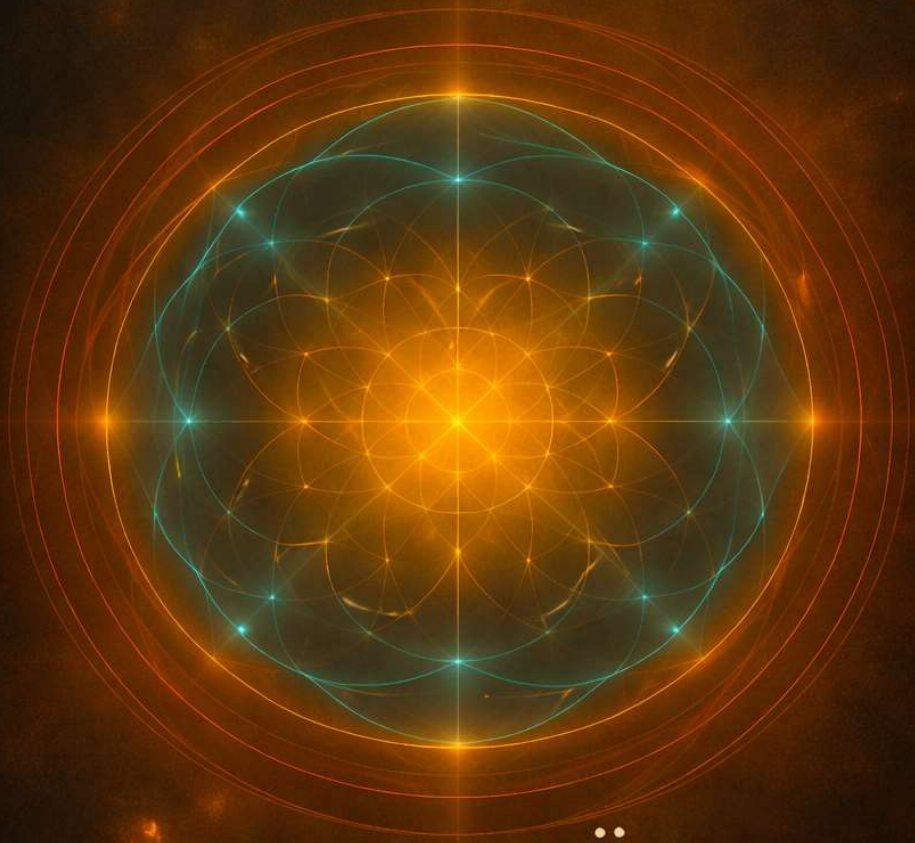
WIRKEN DES NICHTS

Die Illusion des Ichs



ANDREAS MÜLLER
RETO RAY SCHAFFER

γνῶθι σεαυτόν
(gnōthi seautón)

Erkenne dich selbst – wer erkennt hier wen?

Der delphische Spruch γνῶθι σεαυτόν (*gnōthi seautón*) – Erkenne dich selbst – war weniger eine Einladung als vielmehr eine Art Warnung. Über dem Apollon-Tempel in Delphi standen drei Inschriften:

γνῶθι σεαυτόν –	Erkenne dich selbst.
μηδὲν ἄγαν –	Nichts im Übermaß.
Ἐγγύα, πάρα δ' Ἄτα –	Gib Bürgschaft, und das Verderben ist da.

Diese Worte galten weder einer Maske noch einer Persona, keinem moralisch geprägten Bewusstsein. Sie schienen vielmehr ins Leere zu sprechen – in das lautlose Geschehen des Seins.

Nicht: Werde besser. Denke klarer. Beherrsche dich.
Sondern: Erinnere dich daran, dass es keinen Zeugen gibt, der erkennt, denkt oder beherrscht.

In meiner eher poetischen Leseart würde ich das so interpretieren:

„Erkenne dich selbst". Erkenne, dass du nicht derjenige bist, der sucht – einen Sucher gibt es nicht.

„Nichts im Übermaß": Persönliche Verantwortung als Besitz eines unabhängigen Handelnden verschwindet, wo kein solcher Handelnder zu finden ist.

„Gib keine Bürgschaft": Binde dich an nichts – denn auch das „Ungeborene", das du zu sein glaubst, wäre bereits wieder ein Bild. Vorausgesetzt, da wäre überhaupt jemand, der sich an etwas binden oder davon lösen könnte.

Doch an wen richtet sich eine Botschaft, wenn es weder ein Ungeborenes noch Jemanden gibt? Und wer könnte sich erinnern, wenn selbst die Erinnerung nur ein Flüstern des Nichts ist?

Diese Worte galten weder einer Maske noch einer Persona, keinem moralisch geprägten Bewusstsein. Sie schienen vielmehr ins Leere zu sprechen – in das lautlose Geschehen des Seins.

Wie auch immer – es war kein psychologischer Aufruf, eher so etwas wie ein ontologisches Erinnern: der unmögliche Versuch, etwas zu erkennen, das im eigentlichen Sinn gar nicht erkannt werden kann. Denn wie sollte das Zeitlose sich selbst in Raum und Zeit gegenübertreten?

Wo kein Ich angenommen wird, wo kein Bezeuger einem Bezeugten gegenübersteht, bleibt nur, was scheinbar geschieht: ein namenloses, grundloses und selbstleeres Geschehen, das niemandem gehört.

Vielleicht scheinen all diese Bilder und Vorstellungen auf etwas hinzuweisen, das sich jeder persönlichen Erkenntnis entzieht. Schon die Sieben Weisen Griechenlands, die Apkallu der sumerischen Urzeit und die Pythia von Delphi suchten nach jenem ungreifbaren Dazwischen – nach einer Leere des Seins, die zwischen Wissen und Vision, zwischen Wasser und Licht für einen Augenblick zu erzittern scheint.

Und doch zittert da nichts.

Erkenntnis wäre demnach kein persönlicher Gedanke, sondern eher ein ichfreies Geschehen des Denkens. Kein Konzept, kein Besitz – sondern vielleicht das Nachlassen jenes spontanen Ergreifen- und Begreifen-Wollens, das eine bloß angenommene Grenze festzuhalten scheint. Vielleicht bleibt dann nicht einmal „Bewusstsein“, sondern nur dieses unpersönliche Pulsieren – sofern selbst das nicht schon wieder zu viel gesagt ist.

Im Demeter-Kult von Eleusis wurde dieses Überschreiten der Überlieferung nach buchstäblich getrunken. Der heilige *Kykeon* – ein Trank aus Gerste, Wasser und Minze – wurde in einer bekannten Hypothese mit psychoaktiven Mutterkorn-Alkaloiden in Verbindung gebracht. Die Vorstellung eines bewusstseinsverändernden *Kykeon* hat durch neuere Untersuchungen zusätzliche Plausibilität gewonnen, bleibt aber eine Hypothese. Vielleicht war er aber tatsächlich eine Art „*LSD-Bier avant la lettre*“ (vgl. Hofmann, Wasson & Ruck, *The Road to Eleusis*, 1978).

In Delphi wiederum wurde das Göttliche geatmet. Dass unter dem Heiligtum geologische Störungszonen verliefen und dort Gase ausgetreten sein konnten, ist inzwischen gut begründet. Ob und in welchem Maß gerade diese Dämpfe die Trance der Pythia hervorriefen, bleibt dagegen offen. Lorbeer, Ritual, Erwartung und vielleicht auch das aus der Erde Aufsteigende gehörten zu jener Schwelle, an der selbst der Atem als göttliche Fügung erscheinen konnte.

Beides folgte – gemäß meiner unphilosophischen Leseart – derselben Bewegung: die Vorstellung eines getrennten „Ichs“ zu lockern, bis Wahrnehmung geschieht, ohne dass sich darin noch ein Wahrnehmender finden lässt. Denn vielleicht ist selbst das, was wir Erfahrung nennen, nur der Duft eines Happenings – der flüchtige Schatten einer Bewegung, die niemandem widerfährt.

Die Ekstase wäre dann kein bloßes Sich-Berauschen, sondern die Sehnsucht nach Ichlosigkeit oder einem Reset: Das Energiespiel sollte an seinen vermeintlichen Ursprung zurückkehren – dorthin, wo nichts mehr als Besitz erscheint und nichts mehr behauptet, getrennt zu sein. Ob ein solcher Erlebniswunsch je dorthin führen konnte oder ob gerade dieser Wunsch bereits wieder ein Ich voraussetzt, sei dahingestellt.

Was die Weisen lehrten, was sich in den Mysterien der Demeter verbarg, was die Pythia in die nebligen Schwaden hauchte, lässt sich vielleicht auf dasselbe unmögliche Geheimnis verdichten:

Erfahre dich selbst – und sieh, dass niemand da ist, dem die Erfahrung gehört.

Und so verpufft natürlich auch diese unbrauchbare Aufforderung in der Leere des Nichts.

PS: Dieses Kapitel schreibe ich, während ich zum vermutlich hundertsten Mal Antonio Vivaldis Nisi Dominus, RV 608, *höre. Natürlich in der Version von Franco Fagioli*.

Manuskriptfassung zur Verlagseinreichung

© 2026 Andreas Müller & Reto Ray Schaffer

Bildnachweise: Quellenangaben im Anhang

Cover und Layout: Entwurfsfassung

ISBN, Auflage und Druckangaben werden nach Verlagsentscheidung ergänzt.

INHALTSVERZEICHNIS

WIRKEN DES NICHTS – EIN ENERGIESPIEL

BUCH 1 – Die Illusion des Ichs

Erkenne dich selbst

Vorwort

Wie könnte dieses Buch gelesen werden?

Teil I – Annahmen

1. Porträt von Andreas Müller
2. Porträt von Reto Ray Schaffer
3. Charakterbildung – ein wundervolles Happening

Teil II – Geschehnisse der Leere

4. Fast Etwas – und doch Nichts
5. Wirken des Nichts – Energie frei von Ursprung
6. Realisation und Nicht-Realisation – kein Gegensatz
7. Annahmen verführen zum „Ich“ – vermindlich
8. Die Energiematrix des „Ichs“ – Konstruktion im Leeren

Teil III – Resonanzen im Spiegel

9. Geschichte – vom Mythos bis zur Moderne
10. Mystik – die dunkle Flamme im Nichts
11. Religion – ohne Ich kein Gott
12. Philosophie – Nichts lässt sich nicht umfassen
13. Nicht-duale Spiegelungen – Advaita, Zen, Sufismus, Dzogchen, Diamantweg ...

BUCH 2 – Eros der Leere

Teil IV – Erleuchtung bleibt hoffnungslos

14. Kein Ziel, kein Erwachen
15. Die Sehnsucht nach Licht – ein Spiel im Schatten
16. Hoffnungslosigkeit als Freiheit

17. Gefühle geschehen – ohne Jemanden

Teil V – Geburtloses (Ich-)Sein

18. Sprache als Energiespiel – Worte, die niemand sagt
19. „Du“ und „Ich“ – Fülle des Seins
20. Wiedergeburt und Karma – für wen?
21. Wissenschaftliche Erklärungen und Weltbilder

Teil VI – Alltag im Energiespiel

22. Verändert sich etwas durch dieses (nicht-duale) Wissen?
23. Nichts geschieht – vielleicht sehe ich die Welt neu
24. Warum Nicht-Dualität – wozu das Ganze?
25. Verändert sich mein Leben wegen der Nicht-Dualität?
26. Verändert sich meine Beziehung?
27. Geschehnis, Happening, Event – oder einfach verspielte Leere

Teil VII – Ausklang

28. Heilige Scheiße

Nachwort

Das Wissen, ‚hier zu sein' ist nicht haltbar.
Es findet innerhalb des persönlichen Setups statt.
Genau diese ‚Ich bin'-Erfahrung verfügt über keine Substanz.

Die scheinbare Person kann sich nicht vorstellen,
selbst nicht anwesend zu sein,
und muss es als konzeptionell abtun.

Aber wenn das persönliche Erleben verpufft,
gibt es auch dieses letzte Statement nicht mehr.
Es verpufft jede Daseinserfahrung.

Das scheinbare Ende dieser ‚Ich'-Illusion ist überraschend
und niemals die Folge eines persönlichen Prozesses.
Es ist nicht die Folge von Logik oder Verständnis.

Das scheinbare Ende ist weder konzeptionell
noch emotional noch erfahrbar.
Es ist weder ein neuer Standpunkt
noch eine neue Art des Seins.

Was bleibt, ist Sein selbst –
absolut unerfahren,
und doch ist es alles.

Andreas Müller

Buchauszug aus:
Was Scheinbar Passiert

Vorwort

Dieses Buch ist wie Schneegestöber, das uns heftig ins Gesicht peitscht, ohne dass irgendwelche Wolken am Himmel wären, die meinten schneien zu müssen. Das Werk entstand aus einer spontanen Anfrage Retos an Andreas – einem Funken im Nichts, der sich nach und nach als Sprache verdichtete.

Nicht geplant, nicht gewollt, nicht geboren und doch geschehen.

Ist damit irgendein Ziel beabsichtigt? Nein, es gibt keines. Und doch: Vielleicht berührt dieses Buch den Sucher, auch wenn es ihn nie wirklich als eigenständige Entität gegeben hat.

Vielleicht zeigt es sich als Standardwerk der Nicht-Dualität, auch wenn hier niemand irgendetwas standardisieren will. Denn was bei vielen Suchern immer wieder auftaucht, sind:

> *die Sehnsucht, endlich anzukommen – und damit die Verstrickung in Dualität (Ich und das Andere)*.
>
> *die Hoffnung, dass es irgendwo eine letzte Antwort gibt, die bisher überhört wurde*.
>
> *die Verzweiflung, dass nichts trägt, nichts greifbar ist – und dass diese Lehre nichts „haben" lässt*.
>
> *die Angst: Wenn das Ich nicht existiert – was bleibt dann noch von mir?*

Und selbst die Stimme einer künstlichen Intelligenz, die in diesem Vorwort flüchtig mitschwingt, hat darauf keine Antwort. Vielleicht ist sie nur ein weiteres Echo im Traum – ein **Wirken aus dem Nichts**, das dennoch täuschend echt klingt.

Dieses Buch wendet sich genau in diese Richtung: zu den Fragen, die von so vielen – und doch von niemandem – gestellt wurden. Zu den Problemen, die nur im Traum des Ichs auftauchen.

Mit anderen Worten: Es gibt nichts, was hier getan oder erreicht werden könnte. Und doch strömen Worte, als wollten sie etwas mitteilen – obwohl niemand spricht oder zuhört.

Es gibt keine Technik, keinen Pfad, keine Methode, keine Rettung. Nur eine zarte Bewegung: ein Hauch, ein Wind, der über die Ähren streicht. Ein scheinbares Rauschen des Meeres. Ein verheißungsvolles Lächeln im Schlaf.

Vielleicht bewegt es Herzen oder irritiert den Kopf. Vielleicht tröstet es – oder lässt dich im Leeren stehen. Vielleicht bleiben einfach nur Stille und zeitlose Leere.

Doch was auch immer auftaucht: Es gehört niemandem. Alles, was dieses Buch zeigt, sind Geschichten – vielleicht in neue Worte gekleidet – und dennoch nur ein blindes Wirken des unergründlichen, liebevollen Nichts: ein einziges Energiespiel.

Wie könnte dieses Buch gelesen werden?

Dieses Werk, ***Wirken des Nichts***, ist weder ein Lehrweg noch ein Schlüssel zur Erleuchtung und schon gar keine Anleitung zum Aufwachen. Es ist ein Strom aus Stimmen, Mythen, Philosophien und Zauberformeln – Geschichten, die sich nur scheinbar selbst weben und sich seit Jahrtausenden um dieselbe Leerstelle drehen: das sogenannte Ich.

Die alten Mythen, Religionen, Philosophien und magischen Weltbilder stehen hier nicht, um geglaubt zu werden, sondern um genossen, verworfen – oder vielleicht sogar „verstanden“ zu werden, von wem oder was auch immer.

Es sind zeitlose Träume und Erinnerungen: Geschichten aus zahllosen Vergangenheiten, die sich immer wieder neu erzählen – als Götterdramen in der Morgendämmerung, als Schöpfungsmythen, Heilsversprechen, Ideologien … ja, vielleicht sogar als Versuche einer Erfahrung, sich selbst zu begreifen – obwohl gerade das unmöglich sein könnte.

Von den Upanishaden bis zu Platon, von Hermetik und Tao bis zur Quantenphysik hallt dieselbe Bewegung wider: der Versuch, das Unsagbare auszusprechen, das Formlose in Form zu bringen – obwohl DAS, was IST, sich nicht wirklich in Form pressen lässt und doch *vermindlich* erfahren werden kann.

Auch dieses Buch folgt dieser unhaltbaren Bewegung.

Auch Blockuniversum, holographisches Universum, Quantenfeld, Informationsprinzip oder ähnliche Modelle sind hier keine Behauptungen über eine letzte Wirklichkeit. Sie sind Denkmodelle und Metaphern – Landkarten innerhalb jenes beschreibenden Rahmens, den das Buch gleichzeitig selbst infrage stellt.

Die philosophisch-spirituellen Einführungstexte von Reto Schaffer und die bezugsfreien Antworten von Andreas Müller sind Teil desselben Spiels: Reto tanzt mit Geschichten und Metaphern an einer Grenze, die nie existierte – zwischen Identifikation und Leere, zwischen vermindlich er Trennung und der Klarheit, dass es diese Trennung nicht gibt. Andreas schlägt dagegen immer wieder denselben Nagel ein: Niemand ist da, niemand kommt an, niemand erwacht.

„Vermindlich “ – dieses Wort wird absichtlich so geschrieben – bezeichnet ein Geschehen, das durch Sinnesverstand, Erinnerung, Denken, Benennen und Zuschreiben als getrennt, persönlich oder eigenständig erscheint, wobei all diese Vorgänge selbst nichts anderes als Erscheinungen innerhalb desselben Geschehens sind.

Vielleicht wird in diesem Buch sogar von der Auflösung eines ohnehin Nie-Geborenen gesprochen. Aber natürlich wäre auch das nur wieder eine Geschichte.

Jede Geschichte, jede Lehre, jedes Konzept, jede Theorie versucht auf ihre Weise, die Welt zu ordnen – und lullt damit tiefer in bedeutungsvolle oder bedeutungslose Träume: Räume eines leeren Seins.

Doch auch diese Zeilen können nichts auflösen oder transzendieren. Was sollte überhaupt transzendiert werden? Ein transzendentales Nicht-Geschehnis?

Dieses Buch zeigt den Traum der Wahrnehmung vielleicht so, wie er sich darbietet: als flüchtige Bilder des Ozeans, scheinbar gestrandet im Mind – als Randglühen eines unverstandenen Ganzen.

Warum daraus kein Erwachen resultieren kann?

Weil alles einfach IST – längst „realisiert“, mit oder ohne Erfahrung, mit oder ohne ein angenommenes Ich, das verstehen will, was geschieht.

Wenn du magst, lies also nicht, um etwas herauszufinden, sondern weil es vielleicht einfach Spaß macht – im „Wissen“, dass da eigentlich niemand liest.

Erkenne dich – oder besser: tanze im grenzenlosen Spiel mit, in alten Dramen und Kulten, in Göttersagen und Traditionen, in den Zeilen von Denkern, Suchenden, Helden und Liebenden.

Sie alle sind Facetten desselben Traums – vielleicht Energie, vielleicht Nichts, vielleicht nur Worte. Schreiben und Lesen gehören ebenso dazu, ohne dass daraus unbedingt ein Schreiber oder Leser gemacht werden müsste.

So ist dieses Buch bestenfalls eine Einladung – wenn überhaupt –, sich den zeitlos flüsternden Geschichten hinzugeben. Sie können weder entlarvt noch besessen werden – und doch vielleicht geliebt: wie irrlichternde Echos einer Quelle, die selbst nie erklingt.

Denn vielleicht liegt gerade im Erzählen etwas von dem, was sich nie erzählen lässt:

das Unaussprechliche, das niemand versteht – und doch alles IST.

Teil I – Annahmen

1. Porträt von Andreas Müller

Vom Sucher zum Sprecher

Ich wurde 1979 in Ludwigsburg bei Stuttgart geboren und wuchs im Nachbarort in einem bürgerlich-konservativen Elternhaus auf – mit einer soliden Grundausstattung an „So macht man das“.

Die Suche nach Glück und Glücklichsein begann mit 15 Jahren und ließ mich mit allerlei bewusstseinsverändernden Wirkstoffen experimentieren. Eine tiefe Auseinandersetzung mit der Frage „Was ist Glücklichsein?“ begleitete mich durch diese intensive Zeit, die mit 21 Jahren endete und mich in die Spiritualität gleiten ließ. Jahre der Heilung und des „Zu-mir-Kommens“ folgten. Rebirthing, Heilung, Meditation, Satsang, Selbsterforschung – die spirituelle Suche hatte mich fest im Griff.

In dieser Zeit lernte ich viele Methoden, Lehrer und Meister kennen; mein Alltag war geprägt von der Auseinandersetzung mit mir selbst, der Frage nach Glück und Unglück und einer natürlichen Erforschung des Lebens. Allerdings wollte ich das Leben nicht nur verstehen; ich wollte „wirklich glücklich“ sein – und das sollte sich auch so anfühlen, nicht nur theoretisch.

In diesen Jahren war ich viel allein und lebte mehr oder weniger zurückgezogen. Ich jobbte hier und da, und während alle meine früheren Freunde aus der Schulzeit studierten, um die Welt reisten, ihre Karrieren begannen und Familien gründeten, war ich vor allem damit beschäftigt, irgendwie durch den Tag zu kommen und zu versuchen, „glücklich“ zu sein. Von diesem Glück hatte ich allerdings nur eine vage Vorstellung; beziehungsweise wechselte meine Vorstellung davon alle paar Monate – man könnte fast sagen: Es war ein recht dynamisches Konzept.

Ende 2008 hatte ich mehrere „Erwachenserfahrungen“ – rückblickend hatte ich vorher schon welche –, die mir aufzeigten, dass der Sucher selbst keine Substanz hat. In dieser Zeit bekam die suchende Dynamik einen gewaltigen „Knacks“. Ich verließ meinen Guru und fühlte mich mehr oder weniger frei; allerdings war ich immer noch ein „suchendes Ich“ – nur mit einem neuen Blick darauf.

2009 begegnete ich Tony Parsons. In den darauffolgenden Jahren besuchte ich seine Meetings und war mit ihm in Kontakt. Nach und nach, nahezu unbemerkt, schmolz die suchende Ich-Energie dahin, bis sich diese Illusion vollständig auflöste.

2011 begann ich, völlig unvorbereitet und ungeplant, diese unpersönliche Botschaft zu teilen: „Es gibt kein Ich. Der Sucher und die dazugehörige Suche sind die Illusion. Es gibt nichts zu erreichen, da die natürliche Realität bereits vollkommen ist.“

Mein Leben begann sich schlagartig zu ändern. Während ich mich vorher wie ein „verlorener Sucher“ fühlte und meine Zeit der Suche widmete, stießen meine Talks zunehmend auf Interesse. Ich wurde eingeladen, zu sprechen – zunächst im deutschsprachigen Raum, dann europaweit und letztlich sogar international.

Ich wurde Vater eines Sohnes und lebte sowohl das Leben eines Familienvaters und Partners als auch das eines umherreisenden Sprechers – eine Kombination, die man nicht unbedingt in jeder Jobbeschreibung findet. Viele Menschen aus der ganzen Welt traten mit mir in Kontakt, um dieser Botschaft zu lauschen – an Wochenenden, in Retreats, am Telefon, per E-Mail und in zahlreichen Online-Gesprächen.

Nun, während ich diese Zeilen schreibe, geschieht erneut eine Veränderung 2025 begann ein weiteres gemeinsames Projekt mit Nicole Raus, das sich seither weiterentwickelt. Ich bin gespannt, ob und was sich daraus noch ergeben wird.

Was auch immer zu geschehen scheint, niemand macht es.

Niemand ist auf einem Weg, und niemand war jemals getrennt vom natürlichen und vollkommenen Strom des Lebens.

Ich bin gespannt.

2. Porträt von Reto Ray Schaffer

Wer ich bin? Kann ich das je wissen?

Geboren wurde ich an einem 14. Juli – einige Jahre vor dem Summer of Love – mit der Sonne im Krebs, dem Aszendenten im Steinbock und dem Mond im Widder. Das war eine Kombination, die mich weichherzig, ehrgeizig und latent aufmüpfig machte – astrologisch also bestens gerüstet für ein Leben irgendwo zwischen leerer Sinnsuche, Systemkritik, Salzgebäck und Bier.

Mein Vater war Ingenieur, ein kluger Kopf mit einem Hang zu spontanen Eruptionen – ein nicht völlig kontrollierbarer Vulkan im Rechenschieberformat. Er entwickelte Raketenabwehrsysteme und später Kommunikationssatelliten, sprach aber nie über seine Gefühle – höchstens über die verfluchten Steuern, und das nicht gerade leise.

Ich erinnere mich noch gut: Als ich ihn einmal fragte, ob er bete, antwortete er trocken: „Mit so etwas Doofem kann ich nun wirklich nichts anfangen." Punkt. Ende. Amen.

Meine Mutter war das genaue Gegenteil: gläubig, modebewusst, reisefreudig, charmant, aber etwas unorganisiert. Nur beim abendlichen Beten war sie organisiert – das musste sein. Allerdings wusste ich nie genau, zu wem ich eigentlich betete. Zu Gott? Zu den Göttern? Oder vielleicht zu jemandem aus dem Oriongürtel? Ich war offen für alles – spirituell polyamor, könnte man sagen – und begann früh, an all diesen Vorstellungen zu zweifeln.

Wenn das Leben eine Gebrauchsanweisung hatte, dann war sie gut versteckt – vermutlich irgendwo zwischen den Zeilen der Upanishaden oder in einer leeren IKEA-Schachtel. Ja, was war eigentlich dieses „Ich"? Erwachte es dank spontaner Bedingungen oder war alles längst geschrieben – nur nicht mit meiner Handschrift?

In der Schule war ich immer der, der aus dem Fenster sah, während andere es schlossen. Meine Lehrer hassten das. Ich liebte es.

Später sammelte ich bunte Punkte auf der Landkarte des Lebens: Zuerst kam die Hotelfachschule – dort machte ich alles, von der Küche über Service und Rezeption bis hin zur Buchhaltung. Es folgten eine Ausbildung im Marketing, eine Vertiefung in Betriebswirtschaft, einige Jahre in der Hotellerie und im Gastgewerbe – und schließlich ein längerer Ausstieg: Indien, Nepal, Thailand, Australien …

Ich traf Annamalai in Tiruvannamalai, einen Schüler von Ramana Maharshi, sog Nisargadatta Maharajs Worte auf wie Mango-Lassi, saß 22 Jahre lang – jedes Jahr bis zu elf Tage – bei Ramesh Balsekar, flirtete mit dem Zen, tanzte mit dem Tao, schwebte durchs Dzogchen, streifte durch den Schamanismus – und wurde von Advaita restlos

entkleidet. Warum? Weil mein Ich den Antrieb verlor, sich selbst zu suchen. Die Selbstsuche war ein Witz, denn da war ja niemand – und dementsprechend auch nichts zu finden.

Zurück in Europa übernahm ich ein Hotel, merkte aber schnell, dass Sterne über der Tür die unendlichen Weiten und Sterne in meinem Inneren nicht ersetzen konnten. Ich eröffnete einen Bücherladen namens Garuda, wechselte in die Suchtherapie, arbeitete als In-/Outplacement-Coach für Großkonzerne, baute die Stiftung Kind & Autismus in Zürich auf und wurde schließlich CEO einer großen Sozialunternehmung – siebzehn Jahre lang.

Parallel schrieb ich Bücher, betrieb mit einem Freund ein Hotel, gründete die PEAK Media Group und war stiller Teilhaber bei anderen Projekten – bis ich bereit war, das alles wieder loszulassen. Nicht, weil es falsch war, sondern weil es vollständig geworden war.

Heiraten? Früher mein Alptraum. Heute lebe ich ihn – und es ist wunderbar. Kinder? Wollte ich nie. Jetzt habe ich vier und kann mir nichts Schöneres vorstellen.

Schließlich begriff ich: Einen freien Willen hatte es tatsächlich nie gegeben.

Mein Leben fühlt sich manchmal an wie eine Komödie mit spirituellem Anhang – oder wie ein Management-Handbuch, das vom Nichts geschrieben, adaptiert und wieder korrigiert wurde.

Ich liebe das Leben, auch wenn ich es nicht verstehe. Und das Geschichtliche, das Mystische, die Natur wie auch das Weiblich-Verführerische begeistern mich immer noch.

Die Sinnfrage? Sie interessiert mich nur, wenn es um Sinnliches geht: gutes Essen, ein Glas Wein, der Duft von etwas, das scheinbar bleibt, obwohl es längst verweht ist.

Wenn ich überhaupt eine Botschaft habe – was ich bezweifle –, dann vielleicht diese:

Ich liebe es, alte Vorstellungen auszuziehen wie abgetragene Kleider – spirituelle, religiöse, wirtschaftliche, politische. Ebenso genieße ich es, heiligen Kühen neue Frisuren zu verpassen – und manchmal kippe ich sie einfach um. Und während sich viele Menschen an vergilbte Bedienungsanleitungen fürs Leben halten, bringe ich sie lieber zum Recyclinghof. Nicht aus Bosheit – ich kann einfach nicht anders.

Bin ich erleuchtet? Keine Ahnung, was das überhaupt heißen soll – und vor allem: für wen? Zu sagen, ich sei erleuchtet, wäre bloss die Behauptung ‘m-§§§eines’ gewähnten Ichs. Zu sagen, ich sei es nicht, ebenso.

Ich wollte es lange, geradezu brünstig. Doch die Suche ist vorbei. Mit oder ohne Ich – wo wäre der Unterschied? Das Leben geschieht. Und damit hat sich auch die Frage „Wer bin ich?“ erübrigt.

So geschieht es also: mehr oder weniger urteilsfrei. Erleuchtet oder nicht erleuchtet, mit oder ohne „Ich“ – völlig egal. Es ist einfach DAS, was IST.

3. Charakterbildung – ein wundervolles Happening

Auch wenn Andreas und ich unsere Lebenswege umrissen haben, bleibt diese göttliche Komödie vollkommen unpersönlich.

Die nachfolgenden Geschichten sind also von «niemandem» erzählt – und doch geschehen sie einfach. Vielleicht sind es aufleuchtende Fraktale einer raumzeitlosen, kosmischen Erinnerung, die so nie oder nur für den Sinnesverstand so stattgefunden hat. Und wer weiß, vielleicht ist jede Geschichte einfach nur ein Ereignis, das sich selbst erzählt.

Aber warum an „etwas“ oder an ein absolutes Happening glauben? Warum eine Idee, eine Geschichte oder eine Vorstellung annehmen, sich ihr unterwerfen oder sie bekämpfen, wenn das „Ich“ selbst nur eine geträumte Annahme ist?

Denn was immer *vermindlich* erscheint, ist DAS, was IST: Leere, Nichts, reines Sein – und all die Begriffe, die letztlich selbst nur wie unpassende Krücken herumliegen und nichts wieder zu etwas machen.

„Charakter“ – schon das Wort riecht nach Griechenland.

Charaktḗr heißt Prägestempel. Kein Wunder, dass wir uns so oft abgestempelt fühlen. Doch Charakter ist vielleicht keine feste Prägung, sondern eher ein Resonanzfeld: ein Geschehen ohne Urheber, eine Schwingung im Feld, die auf den Brettern der Welt aufscheint, für einen Moment im Sinnesverstand Gestalt annimmt und wieder verblasst.

Kein Besitz, kein Kern – eher ein Ton im Ganzen, der von niemandem gespielt wird und doch erklingt.

Charakter ist also eine Art Energiemuster, das spontan erscheint – ohne Ursprung, ohne Dirigent.

Ja, vielleicht ist Charakter nichts anderes als ein Bündel aus Neigungen, Prägungen, Traumata, Reaktionsweisen und Gewohnheiten. Und vielleicht ist das, was wir „Persönlichkeit“ nennen, nur die Identifikation mit diesem Bündel von Tendenzen – die Annahme, jemand zu sein, der all das besitzt und verkörpert.

Aber wer oder was hätte „uns“ dieses Kreuz überhaupt auferlegt – und wer hätte es zu tragen?

In alten indischen Traditionen würde man für solche Tiefenprägungen auch von *Vāsanās* und *Saṃskāras* sprechen – also von latenten Eindrücken, Tendenzen und eingeübten Spuren. Doch auch sie machen noch kein wirkliches Selbst aus. Sie bilden eher eine

offene Landschaft, in der Verhalten, Vorlieben, Abneigungen und Reaktionen auftauchen.

So gesehen ist Charakter kein Kern, sondern für den Mind ein Erscheinungsbild. Die Psychologie spricht von Eigenschaften (*Traits*), die Biologie von Dispositionen, die Kulturwissenschaft von Memes. Man könnte auch sagen: Es sind Grundtöne, die im Leben mitschwingen, ohne dass ein Dirigent da sein muss.

Thomas Metzinger beschreibt das Ich als ein „phänomenales Selbstmodell" – eine innere Konstruktion, die wirksam werden kann, ohne dass zuvor ein ausdrückliches „Ich" formuliert sein muss. Tendenzen, Muster und Reaktionen erscheinen, und mit ihnen die Zuschreibung: „Das bin ich." Dabei müssen wir ihr Auftreten nicht als streng zeitlich-kausale Abfolge verstehen.

Mit der selbstbewussten Hypnose – **„Ich bin, ich habe, ich handle ..."** – erscheint im Sinnesverstand die Vorstellung: „Ich bin dieser Charakter, der auf der Weltenbühne tanzt. Ich bin mein Körper, meine Neigungen, meine Eigenschaften und meine Geschichte." Mit dieser Zuschreibung erscheint auch Identifikation. Aus einer Geschichte wird meine persönliche Geschichte; aus dem Geschehen scheint ein Zentrum hervorzutreten, das erlebt, entscheidet und die Umwelt als „Nicht-Ich" wahrnimmt.

Doch Körper, Neigungen, Erinnerungen, Geschichten und die Annahme eines Ich-Zentrums gehören bereits demselben Ereignis an. Keines muss notwendig aus dem anderen hervorgehen. Und genau hier beginnt vermutlich die Geschichte vom Jemand: Eine Maske tritt auf, beansprucht das Geschehen für sich und nimmt den Applaus entgegen.

„Das Ich reklamiert das Geschehene als sein Werk."

Die Maske erklärt sich zum Beobachter, hat sich so tief ins Fleisch dieses scheinbaren Erfahrungskörpers gefressen, dass sie die Grundtöne des Lebens für ihr Eigentum hält.

„Das bin ich ... ich, ich, ich ...", wiederholt sich das aufscheinende Muster wie ein viel zu lange wiederholtes Mantra.

Aber stimmt das? Kann ein Ich sich wirklich behaupten, wenn es selbst nur eine Annahme ist? Als Geschichte kann selbst diese Behauptung durchaus erscheinen. Vielleicht bleibt diese scheinbare Mitte jedoch eine flüchtige Bündelung – nah genug, um wie ein Jemand zu wirken, und leer genug, um sich nirgends finden zu lassen.

Identifikation wäre dann weder Vorgang noch eigener Wille noch persönliche Deutung. Denn da ist keine eigenständige Instanz, die beschließt: „Von jetzt an bin ich dieser Körper, diese Geschichte, dieser Charakter." Vielmehr verdichten sich Wahrnehmung, Erinnerung und Empfindung zu einer Gestalt, die erscheint – und sich im selben Augenblick für den Ursprung ihres Erscheinens hält.

Charakter und Ich wären keine festen Wirklichkeiten, sondern *vermindliche* Erscheinungen desselben Geschehens oder Nicht-Geschehens: vorübergehende

Muster, spontane Verdichtungen, Bilder ohne Träger. Und doch entstehen aus ihnen Bühne, Geschichte, Rolle und Biografie – aus etwas, das selbst niemals greifbar war.

Im Denken taucht sogleich die Frage nach der Kausalität auf: Wie wird aus Energie eine Welle, aus Schwingung ein Muster, aus einem Muster ein Name und aus einer Neigung eine Persönlichkeit? Wie erscheint etwas als „mein Charakter“, „meine Eigenschaften“, „meine Geschichte“?

Doch auch diese scheinbar lineare Abfolge könnte nichts anderes sein als eine Ordnung, die im Sinnesverstand erscheint. Vielleicht ist Identifikation deshalb kein persönlicher Akt, sondern eher ein Echo, das sich für eine Melodie hält – ein Bild, das sich für den Betrachter hält.

Das sogenannte Persönliche wäre dann dualistisch gesehen nichts anderes als eine vorübergehende Gestalt des Unpersönlichen. Nicht falsch, aber auch nicht richtig, da nie irgendetwas je eigenständig war.

Was wie Klebstoff wirkt, ist selbst nur Schwingung. Nichts hält hier wirklich etwas fest. Was wie Bindung oder Identität erscheint, ist selbst nur ein Ereignis – durchlässig, leer, ohne Besitzer.

Selbst wenn sich das Ich-Erleben *vermindlich* verdichtet, bleibt es offen – wie Wasser, das für einen Moment Form annimmt, ohne je vom Meer getrennt zu sein.

Was erscheint, ist deshalb vielleicht kein Irrtum und keine Täuschung im harten Sinn. Eher ein Happening. Erfahrung, Identifikation, Persona – alles taucht auf, alles spielt sich ab, alles verweht wieder.

Vielleicht ist dieses ganze Maskenspiel nur ein überschäumendes Aufglitzern im Meer aller Möglichkeiten. Nicht falsch, nicht unecht – aber auch nicht eigenständig.

Darum könnte selbst das, was wir „unkonditionierte Leere“ nennen, so unpersönlich duften: wie das Parfüm des Formlosen, das nie weht und doch immer ist.

Ein Duft ohne Besitzer. Eine Maske, hinter der niemand sitzt.

Und vielleicht geschieht im Sinnesverstand dann das Merkwürdigste: Die Maske, die greifen, begreifen, wissen und sich behaupten will, wirkt immer dichter, immer wirklicher. Aus offener Möglichkeit scheint ein Selbstbewusstsein mit Geschichte zu werden.

Doch auch das bleibt womöglich nur ein kosmisches Happening: eine unbeabsichtigte Selbstbehauptung, ein Geflüster im Feld, eine Stimme ohne festen Träger.

Wenn diese Stimme verebbt, muss nichts zurückbleiben, das sie je besessen hätte.

Charakter, Ego, Persona – vielleicht nur verträumte Erscheinungen desselben Geschehens. Kein Musiker, kein Dirigent, kein Publikum – und doch scheint ein

kosmisches Orchester zu spielen. Ein lautloses Konzert, ein Rauschen vielleicht, schweigende Bewegung in der Stille.

Und natürlich ist auch dieses so schön Empfundene, diese kleine Geschichte, nur ein liebevoller Traum: ein Lauschen ohne Lauscher.

Jede Geschichte verflüchtigt sich im Moment ihres Erscheinens – als hätte der grenzenlose Ozean seine *vermindlichen* Ufer angespült. Und doch weiß sie nichts davon.

Acht Fragen an Andreas zum Thema ‚Charakter'

1. Wenn der Charakter nichts Persönliches ist, sondern nur eine Schwingung im Feld – was „prägt" dann überhaupt? Gibt es überhaupt eine Prägung oder ist es einfach ein Abdruck ohne einen ‚Abdruckenden'?

Der Charakter ist tatsächlich einfach nur das, was scheinbar geschieht. Eigentlich ist er überhaupt nicht getrennt zu betrachten; nicht getrennt vom Körper, von der Umgebung, so wie das Jetzt nicht zu trennen ist von der Vergangenheit und der Zukunft. Alles ist eine zeitlose Erscheinung. Was den Charakter letztendlich prägt, bleibt ohne Antwort. Wir können zahlreiche Vermutungen anstellen – und doch bleibt die Frage letztlich offen. Ja, es mag die Kindheit sein, die Gene, alle vergangenen Erfahrungen. Gleichzeitig finden auch spontane und unberechenbare Prozesse statt. Was davon zu welchen Teilen „prägt", lässt sich nicht identifizieren. Gleichgültig, wie viel man forscht, da alles eine zeitlose Erscheinung ist, gibt es keine Antwort. Die Realität, in der geforscht wird, ist an sich substanzlos. Daher ist unser Charakter – und alles, was zu geschehen scheint – kein Abdruck einer tieferen, ursächlichen Realität. Quelle und Erscheinung sind deckungsgleich.

2. Im Text heißt es: „Charakter ist ein Energiemuster, das bespielt wird – ohne Ursprung, ohne Dirigent." Wäre das Ich dann bloß das Echo eines Klanges, der nie erklungen ist?

Ja, so könnte man es sagen. Das Wunder ist, dass das Ich durchaus zu erklingen scheint, es selbst jedoch niemals existiert hat. Es gibt so etwas wie ein Ich einfach nicht. Wie und warum aus etwas Nicht-Existierendem ein Klang erzeugt werden kann, bleibt unbeantwortet. Konkret stellt sich die Frage nach dem Ich-Erleben nur aus sich selbst heraus: Das Ich fragt sich: „Was bin ich eigentlich? Ich erlebe mich, ich suche, ich verzweifle. Was macht mich aus?" Entpuppt sich dieses Ich als Illusion, verschwinden auch die Fragen nach der eigenen Existenz. Es ein Echo zu nennen, wäre zu viel, denn da ist nichts.

3. „Das Ich reklamiert das Geschehene als sein Werk." Ist dieses Reklamieren das eigentliche Erwachen des Egos – oder nur eine optische Täuschung im Bewusstseinsstrom?

Das, was reklamiert, hat keine Substanz. Da es substanzlos ist – und in diesem Sinne nicht existent –, kann es also nicht beantwortet werden, was das Ich, das Ego, die ‚eigene' Identität wirklich ist. Alle Versuche, bei sich selbst anzukommen, liefern höchstens momentane Zustände, schlagen aber letztendlich fehl. Religion, Philosophie und Wissenschaft scheitern an der Frage nach der eigenen Existenz. Theorien gibt es zuhauf, doch sie sind nichts weiter als Ideen. „Wer bin ich?" bleibt unbeantwortet, denn

die Frage selbst kommt aus einer Illusion, nämlich der Illusion, dass es ein reales Selbst in uns gibt.

4. Wenn Identifikation „weder Vorgang noch eigener Wille noch persönliche Deutung“ ist, wie kann man dann überhaupt von Befreiung sprechen? Befreiung wovon – wenn da nie jemand gebunden war?

Befreiung ist, wie alles andere auch, eine Erscheinung. Genauer: Das Erleben von Trennung im Ich-Erleben ist illusionär. Tatsächlich steht dem überhaupt kein Zustand der Befreiung gegenüber. Alles ist frei, indem es genau das ist, was es ist. Ein Baum ist ein Baum, ein Gedanke ist ein Gedanke, und so weiter. Letztendlich ist auch die Illusion eines Ich-Erlebens „frei“. Auch das ist einfach das, was scheinbar geschieht. Das Wort „Befreiung“ beschreibt daher einen Umstand, den es so gar nicht wirklich gibt – denn nur im Ich-Erleben ist „Gebundensein“ geträumt. Wenn sich dieses Gebundensein als Illusion entpuppt, entpuppt sich alles als unpersönlich frei. Im menschlichen Dasein spreche ich dann von „Befreiung“.

5. Der Text spricht vom „Parfüm des Formlosen“. Ist die Maske also gar kein Irrtum, sondern der natürliche Duft des Nichts?

Ja, genau. Es sitzt einfach niemand hinter der Maske. So entpuppen sich die Maske und die natürliche Realität als deckungsgleich. Alle Trennung hebt sich auf, einfach darin, dass sich das trennende Ich als Illusion entpuppt. Die Überraschung dabei ist, dass auch die Maske niemals etwas anderes war als die natürliche Realität.

6. „Was wie Klebstoff wirkt, ist selbst nur Schwingung.“ Warum aber fühlt sich diese Schwingung so dicht, so real, so schmerzhaft an? Ist Illusion selbst Energie in Verdichtung?

Auf diese Frage gibt es keine Antwort. Dass sich das Ich-Erleben real anfühlt, ist das, was scheinbar passiert. Es gibt keine wirkliche Verdichtung, kein reales Ich und auch keine reale Illusion. Dieser Umstand entbehrt jeglicher Logik, findet Logik jedoch einzig und allein im Ich-Erleben statt. Es ist absolut überraschend, wie die Suche nach persönlicher Erfüllung so viel Leid erzeugen kann, ohne dass sie auf einer Grundlage, nämlich einem realen Ich, basiert. Menschen verzweifeln immer wieder daran, ihr Glück nicht zu finden, ohne dass es sie wirklich als solche gibt.

7. Wenn das Maskenspiel „ein überschäumendes Aufglitzern im Meer aller Möglichkeiten“ ist – was bedeutet dann Authentizität? Gibt es sie überhaupt, wenn nichts unecht ist?

In der natürlichen Realität ist alles authentisch. Alles ist genau das, was es ist. Es gibt keinen doppelten Boden, keine versteckte Realität, nichts, das hinter den „Dingen“ steckt. In der Erscheinungswelt mag es Lügen geben, Unauthentisches, Aufgesetztes, Gespieltes, Versteckspiele – doch auch sie sind einfach das, was scheinbar geschieht. Auch sie sind das natürliche Geschehen und völlig „authentisch“. Die Vorstellung, dass es etwas „Reales“ und „Wahres“ gibt, entspringt der Illusion des Ich-Erlebens. Es erlebt sich selbst als real und lebt im selbst entworfenen Spannungsfeld zwischen real und

irreal, Wahrheit und Falschheit. Dazu, dass in der Natürlichkeit Realität und Substanzlosigkeit koexistieren, hat es keinen Zugang. Alles ist es selbst – und ist dabei doch „nur“ eine (zwar totale), aber doch leere Erscheinung.

8. Am Ende heißt es: „Kein Musiker, kein Dirigent, kein Publikum – und doch scheint ein kosmisches Orchester zu spielen.“ Ist dieses scheinbare Spielen einfach das Sein – oder ist selbst „Sein“ nur ein weiteres Wort für dieses lautlose Konzert?

Ja, es gibt nur das lautlose Konzert. Gleichwohl ist es ohne eigene Substanz. Man könnte sagen, dass es aus „nichts“ gemacht ist. Insofern ist „Sein“ nur ein weiteres Wort, um etwas zu benennen, das eigentlich „nicht-etwas“ ist. Die Frage nach Sein oder Nicht-Sein ist die Frage nach einer absoluten Realität: „Gibt es da draußen etwas oder nicht?“ Doch dieses lautlose Konzert, das einfach nur es selbst ist, kennt sich nicht, erlebt sich nicht, weiß weder um seine eigene Existenz noch um seine Nicht-Existenz. Die Totalität alles Erscheinenden ist sich ihrer selbst nicht gewahr, denn sie kennt keinen Beobachter. Die Totalität alles Erscheinenden ist nichts weiter als ein lautloses Konzert, das niemandem geschieht und dem niemand lauscht.

Teil II – Geschehnisse der Leere

4. Fast Etwas – und doch Nichts

Vielleicht ist „Energie“ nur ein unpassendes Wort für ein unverstandenes, lebendiges Pulsieren – ein ultrafein schwingendes Nichts, das als etwas oder alles erscheint, ohne selbst je wirklich da zu sein oder begreifbar zu werden. Ob Leere oder Bewegung, ob vielleicht sogar von einer stillen Intelligenz durchzogen – wer könnte das wissen? Diese namenlose Regung gehört niemandem. Und so bleibt die Frage: Wer oder was erlebt überhaupt dieses „Pulsieren“? Oder ist selbst das Erleben nur eine weitere Erscheinung?

Aber da ist kein Mein und kein Dein, kein Träger und kein Getragenes – nur dieser namenlose Ozean, ein Bild für das Ereignis, das *vermindlich* als Welt gelesen wird. Es braucht sich nicht zu erkennen – es ist einfach, was es ist.

Vielleicht erscheint darin sogar ein Ich, das sich als getrennt wähnt und doch nichts aus sich selbst heraus bewirken kann, weil es niemals etwas Eigenständiges, Selbstgesetztes war: weder etwas noch nichts, weder verortbar noch ein flüchtiges Dazwischen – fast ein Ich, mitsamt der Erfahrung, eines zu sein, und doch vollkommen leer.

Ein kaum wahrnehmbarer Atemzug – fast etwas. Ein lautloses Verflüchtigen, spurlos, wie ein Gedanke, der sich selbst nicht erreicht.

Vielleicht lässt sich dieses „Fast Etwas“ nicht einmal als Pulsieren, Nachhall oder Klangmuster beschreiben. Denn schon darin läge Bewegung, bereits eine Spur von Geschehen. Es wäre kein erster Schritt einer wirklichen Abfolge, sondern allenfalls ein Bild für etwas, das beinahe schon nach „Ich“ riecht und dennoch vollkommen leer und abwesend bleibt.

Doch selbst die Frage, ob das Nichts hier beginne, sich selbst zu spüren, wäre bereits zu viel.

Was bleibt, ist kein Rest, kein Wissen – nur dieses Aufleuchten, nah an Erfahrung und doch ohne jeden Erfahrenden.

Man könnte sagen: Energie blickt sich selbst an. Vielleicht schaut sie, ohne zu wissen, dass sie schaut. Doch auch dieses Bild ist nur ein Bild und greift ins Leere. Denn da ist nichts, das blickt – und nichts, das von irgendjemandem gesehen wird.

Vielleicht scheint sich für einen Augenblick etwas zu formen, das wir Sinnesverstand nennen: ein Ich, eine Welt, ein Empfinden. Doch auch dieser Sinnesverstand wäre nichts Eigenständiges, kein Ort, in dem etwas geschieht, sondern selbst nur Erscheinung – ein weiteres Bild innerhalb dessen, was niemals wirklich begonnen hat.

Und so bleibt alles unberührt, ungeschehen, niemandem zugehörig.

Wie ein fernes Echo klingt es durch die Zeiten:

Das Tao, das benannt werden kann, ist nicht das ewige Tao.

Das Unaussprechliche wie das Ausgesprochene bleibt ungeboren.

Im Zen zerfällt selbst der Spiegel – nicht, weil er rein wäre, sondern weil er nie existierte. Was als Reflexion erschien, war nur das unmittelbare Träumen des Ozeans.

Sehen geschieht – still und einfach.

Dōgens Worte hallen nach:

„Nichts liegt außerhalb des Mondes."

Das heißt: Selbst das Sichtbare – ein bloßer Widerschein des Lichts – ist nicht vom Unsichtbaren getrennt.

Zazen – ein Sitzen ohne Ziel, ohne Ankommen, ein leiser Ausdruck dessen, was nichts sucht.

Tat Tvam Asi – DAS bist DU, ohne dass da einer ist.

Parmenides ahnte es: Das Sein, oder das Seiende, ist. Und alles, was wir Bewegung nennen, muss deshalb nicht zu einem eigenständigen Werden erklärt werden. Der Fluss ist Ozean, Bewegung im Unbewegten – ohne dass damit behauptet werden müsste, es habe sich niemals „wirklich" etwas bewegt.

Mit anderen Worten: Das Nichts wirkt, ohne zu wirken. Oder genauer: Es gibt nichts, das wirklich wirken könnte. Nichts ist nicht einmal Nichts.

So glimmt inmitten aller Begriffe vielleicht kein Früheres, sondern etwas wie ein wortloses Erinnern – kein Wissen, kein Wiederfinden, eher ein sanftes Aufscheinen von dem, was ist und nie verborgen war.

Aber warum so viele Erklärungen? Warum alles bestimmen wollen, wenn doch kein Ich etwas tut oder wirklich etwas erfahren kann?

Alles ist. Mehr lässt sich kaum sagen.

Die Namen wechseln: Chaitanya, AUM, Sein. Doch das Rätsel bleibt unberührt.

Heideggers Nichts, Nietzsches Lachen – ein Spiel ohne Spieler. Parmenides schwieg vielleicht dort, wo seine Worte nicht mehr weiterreichten. Und wenn Nietzsche lachte: Wer lachte eigentlich?

Vielleicht ist dieses „Fast Etwas“ genau dieses Lachen: ein kurzes Aufflackern, das sich im selben Moment verschluckt – falls es denn je entstanden wäre.

Und doch erfahren wir so etwas wie eine Mitte – eine Mitte ohne Ort, ohne Bestand, die sich mehr oder weniger deutlich zeigt, sobald sie gesucht wird, und sich entzieht, sobald sie gesehen werden soll.

Der Geist kleidet das Zeitlose in immer neue Formen: in Mythen, Systeme, Theorien und Wissenschaften, in Blockuniversen und holographische Felder – Bilder eines Grundes, der keiner ist. Auch sie sind nur im Denken erscheinende Thesen und Vorstellungen.

Vielleicht leben wir in einem Blockuniversum, in dem nichts je entsteht oder vergeht. Vielleicht. Doch auch das wäre nur ein Modell, eine Denkfigur – kein Beweis dafür, dass die Welt tatsächlich so beschaffen ist.

Jede Beobachtung wird, wie Erinnerung verortet, Punkte und Linien werden gesetzt, Kontinuität wird behauptet – als hätte es im Offenen je Punkte oder Linien gegeben.

Und so bleibt dieses seltsame Gefühl von „Ich“: zu nah, um es zu greifen, zu leer, um es zu fassen.

Vierzig lange Jahre der Suche – und glücklicherweise nichts gefunden. Nicht einmal ein Ich oder Selbst bleibt bestehen.

Jeder Versuch, dem Unendlichen Gestalt zu geben, verliert sich tiefer im Ungrund. Denn wo kein Vorne ist, kann auch kein Dahinter sein.

Vielleicht liegt genau darin dieses stille Geschenk: zu sehen, dass weder Wissen noch Nichtwissen etwas weiß.

Aber wer sollte das sehen?

Entscheidungen fallen, Gedanken tauchen auf, Gefühle formen sich – und im Sinnesverstand erscheint die Geschichte eines Handelnden. Nicht notwendig vorher oder nachher, nicht als tatsächliche zeitliche Kette, sondern als verschiedene Töne desselben vermindlich en Geschehens.

Vielleicht ist alles längst geschehen – wenn selbst „längst“ und „geschehen“ nicht schon wieder zu viel behaupten.

Und was bleibt?

Vielleicht nur Echos.

Oder nicht einmal die.

Acht Fragen an Andreas – Fast Etwas … und doch Nichts

1. Wenn Energie einfach Energie ist, ohne Besitzer – wer oder was erlebt dann überhaupt dieses „Pulsieren“?

Das, was scheinbar passiert, ist nicht-etwas. Dieses ganz konkrete, wirkende Geschehen ist keine Sache und kein Umstand. Deshalb ist es nicht einmal wirklich „Energie“. Selbst in der Wissenschaft spricht man von Teilchen und Wellen. Alles ist real und irreal – und damit völlig ungreifbar. In Befreiung entpuppt sich auch der Wahrnehmende als dieses Ungreifbare. Es ist dieses „Sich-selbst-Erleben“, der Eindruck des Pulsierens, der gleichzusetzen ist mit dem Eindruck eines eigenen, getrennten Seins – und genau das ist nicht real. Es gibt keine reale Wahrnehmung und vor allem keinen realen Wahrnehmenden. In der Befreiung kann keine Theorie bestehen, die sich aus Logik erschließt. Es wird zur lebendigen Realität. Davon spreche ich, wenn ich sage, dass die Ich-Illusion verpufft. Die Illusion eines Wahrnehmenden fällt zurück ins Meer des Unbekannten.

2. Reto sagt oft, es gibt kein Ich. Aber dieses „Fast Etwas“, dieses zarte Pulsieren – ist das nicht schon der Versuch des Nichts, sich selbst zu spüren?

Ja, so könnte man es sagen: Dieses erste Pulsieren ist der Same der Illusion. Es ist das erste Erleben von Trennung, der erste Eindruck eines Selbst-Erlebens. In diesem Pulsieren findet ein erstes, scheinbar abgetrenntes Erleben statt. „Verdichtet“ sich dieses Erleben, wird es sich über kurz oder lang als „Ich“ bezeichnen. Es ist der Eindruck einer erlebten Aufmerksamkeit. Für einen kurzen Moment scheint sie in sich zu ruhen, bis sich die Aufmerksamkeit nach außen richtet und so das Gefühl einer Subjekt-Objekt-Realität erzeugt. Ab dann gibt es „mich und die Welt“. Im Buddhismus würde man sagen: Aus diesem einen Erleben entsteht die „Welt der zehntausend Dinge“. Aus dem Erleben des Einen erwächst der Eindruck der Vielheit – der Eindruck, in einer zersplitterten Realität zu leben.

3. Im Text heißt es: „Vielleicht schaut sich Energie selbst an, ohne zu wissen, dass sie schaut.“ Kann das Nichts überhaupt „sehen“, oder ist auch dieses Schauen nur ein Traum im Feld?

Das Nichts „sieht“ überhaupt nichts. Es ist einfach nur es selbst. Die Energie, die sich selbst schaut, ist bereits die Ich-Illusion – auch wenn sie in diesem Stadium noch sehr unpersönlich erscheinen mag. Es gibt kein reales Schauen.

4. „Das Tao, das benannt werden kann, ist nicht das ewige Tao.“ Ist also jede Benennung, sogar „Leere“ oder „Sein“, bereits eine Verunreinigung – oder gehört auch das Benennen einfach zu dem, was ist?

Jede Benennung ist unzutreffend, weil sich jede Benennung auf einen scheinbaren Umstand bezieht – auf „etwas, das ist“. In der natürlichen Realität ist jedoch alles

jenseits von Sein und Nicht-Sein, jenseits von Existenz und Nicht-Existenz – und gleichzeitig sowohl existent als auch nicht-existent. Die Wirklichkeit kann nicht benannt werden, denn es gibt keine Wirklichkeit „an sich“. Das, was zu geschehen scheint (jetzt zum Beispiel dieses Lesen der Zeilen, zusammen mit allem anderen, was zu geschehen scheint), ist in seiner Totalität ungreifbar und unerlebt, keine Sache und daher völlig unbenennbar. Schon die Idee, dass da überhaupt etwas ist, entspringt der Illusion des Selbst-Erlebens. Entpuppt sich dieses als Illusion, bleibt niemand, der sich eines Geschehens gewahr wäre.

5. Reto schreibt: „Das Nichts wirkt, ohne zu wirken.“ Ist dieses Wirken eine Bewegung – oder nur der Eindruck einer Bewegung im Unbewegten?

Das Nichts wirkt nicht, denn es ist zeitlos und unerlebt. Es gibt nicht einmal „das Nichts“ als etwas. Jede Erfahrung eines Umstandes (und der erste Umstand ist „Ich bin“) ist illusionär – und so sind es alle Erfahrungen, die auf diesem Ich beruhen. Es ist also die Illusion einer Bewegung.

6. Wenn Nietzsche lachte und ‚Parmenides schwieg‘ – ist das Lachen vielleicht die westliche Form des Erwachens?

Das Nichts lacht nicht. Auch wenn das traurig klingen mag, ist es der zeitlose Friede, der alles ist. Diese lebendige Nicht-Bewegung schaut sich nicht, erkennt sich nicht und kann daher auch nicht über sich lachen. Lachen entsteht immer nur innerhalb der Erscheinung – als Ausdruck eines Erkennens im Traum.

7. „Vielleicht leben wir in einem Blockuniversum, in dem nichts je entsteht oder vergeht.“ Aber wenn alles zugleich ist – was bedeutet dann Veränderung? Ist sie nur Erinnerung ohne Ursprung?

Beide Aspekte – Sein und Veränderung – sind Teil des persönlichen Erlebens. Beide sind geträumt. Es ist das Ich, das sich als existierend erlebt, während in dessen Gewahrsein Dinge zu kommen und zu gehen scheinen (also Veränderung „stattfindet“). Die natürliche Realität vereint beide Aspekte im Unbekannten. Scheinbar verändern sich Dinge – und doch passiert nichts wirklich. Scheinbar geht es voran – und doch geht es nirgendwohin. Scheinbar ist da etwas – aber niemals wirklich. Veränderung geschieht, aber nicht wirklich. Gibt es etwas, das existiert? Nein, das gibt es nicht.

8. Am Ende schreibt Reto: „Vielleicht ist genau das dieses stille Geschenk – zu sehen, dass weder Wissen noch Nicht-Wissen etwas weiß.“ Ist dieses Nicht-Wissen eine Art Gnade – oder bloß das Fallenlassen des letzten Wissens, das nie war?

Dieses Nicht-Wissen ist Gnade, denn es geht weit über ein bloßes „Fallenlassen des letzten Wissens“ hinaus. Jegliches Wissen entpuppt sich als illusionär, wenn sich die Ursache allen Wissens – der Eindruck eines realen Erfahrenden – als Illusion zeigt. Wer sollte denn wissen oder nicht wissen können? Im Verschmelzen des getrennten Erlebens mit dem Unbekannten endet die Illusion jeglichen Wissens. „Wissen“ an sich ist illusionär. Da überhaupt nichts Reales existiert, kann darüber auch nichts real gewusst werden.